

LISEL KAHN, geb. Goldschmidt

ERINNERUNGEN AN VERGANGENES

... „Und was verschwand
wird mir zu Wirklichkeiten ...”
Goethe

HERBST

Lebenserinnerungen werden im Nachsommer geschrieben. Wenn es auf den Herbst zugeht, ist es an der Zeit.

Denn die Sicht ist klar im Nachsommer, vielleicht klarer denn je. Fernes scheint so nah. Man muss sich beeilen mit dem Zurückschauen, ehe die Nebel die Sicht verhüllen. „septembrisches ward die Welt, das Herz, das Glück”, sagte Christian Morgenstern, der ja nicht nur Galgenlieder schrieb, sondern auch ernste Zeilen wie diese. So ist es.

Ich wollte, ich könnte - wie Fellini in seinem Film „Amarcord“ - meine Kindheit und Jugend so schildern, wie ich sie damals erlebte; sie mit den Augen des Kindes und des jungen Menschen betrachten und nicht durch die bifokale Brille der Erfahrung; sie wiedergeben mit den Proportionen, Farben, mit dem Schimmer, dem Glück und dem Schmerz der Jugend.

Versuchen will ich es. So sehe ich weit weg, wie durch ein umgekehrtes Fernglas, sehr deutlich alles, wie es damals war. Und Gefühle, Stimmungen, die ich längst vergessen glaubte, tauchen wieder auf.

In dem Trümmerhaufen, in den Kassel im zweiten Weltkrieg verwandelt wurde, sind merkwürdigerweise die Stätten meiner eigensten Kindheitswelt unversehrt geblieben.

Ich habe sie wiedergesehen. Zum ersten Mal 1950, als von dem Zentrum der Stadt fast nichts mehr da war; ich erinnere mich noch an den kalten Mond über der Steinwüste, die einst Königsplatz hieß (und - wieder aufgebaut - weiter so heißt). Und dann später, mehrmals, um meinen Onkel zu besuchen, der nach seiner Emigration wieder nach Kassel zurückzog.

Der Kirchweg steht noch, das Haus Kirchweg 80 ebenfalls. Die grünen Holzgitter vor unserem Wohnzimmerfenster, die meine Mutter sich hatte für ihre blühenden Topfblumen schreinern lassen, waren noch immer da. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie zu entfernen, obwohl sie gar keine Funktion mehr erfüllten, da gab es nicht einen einzigen Blumentopf. - Eine leere Hülle, ohne Seele. Tot. - Meine Spiel- und Versteckplätze um die Stadthalle herum fand ich wieder. Und auf Wilhelmshöhe die gleichen Wege, die Laubwälder, die Aussichtspunkte.

Kassel als Stadt ist für mich nur noch eine Stätte der Erinnerung und seit dem Tode meines Onkels habe ich dort nichts mehr zu suchen.

Im Mietshaus Kirchweg 80 wurde ich 1915 geboren und wohnte dort mit meinen Eltern, bis ich im Frühjahr 1934 Deutschland verließ und nach Schweden auswanderte.

MAIKAFER FLIEG

Der Kirchweg war von dicht belaubten Linden umgeben; vom Balkon aus sah man direkt in sie hinein. Im Frühling wimmelte es dort von Maikäfern. Maikäferfangen war nicht nur erlaubt, es war beinahe schon ein „muss“ und gehörte zum Frühling wie Springseilspringen und Murnelspiel (nur in Kassel nannte man die Kugeln „Wackeln“, offenbar).

Maikäfer kamen in eine Schachtel und mussten dort bleiben, bis es dem Gefängniswärter-Kind gefiel, sie herauskrabbeln oder fliegen zu lassen.

„Maikäfer flieg
Vater ist im Krieg
Mutter ist in Pommernland
Pommernland ist abgebrannt -
Maikäfer flieg ... ”

Diesen Reim sangen wir Kriegs- und Nachkriegskinder gern und oft. Als der erste Weltkrieg schon längst („unverschuldet und ungerechterweise“ - eine andere Version kannten wir nicht) verloren war, sangen wir ihn noch immer, ohne uns über den Inhalt Gedanken zu machen. So wurde von uns Kindern unbewusst und unterbewusst dieser Gram ins Erwachsenwerden, in die Hitlerzeit und den zweiten Weltkrieg hinüber getragen.

Mir ist dies erst sehr viel später, ja vielleicht eigentlich erst beim Schreiben dieser Erinnerungen, bewusst geworden. Ob sich die deutschen, in Deutschland gebliebenen „Kinder“ von damals dessen wohl auch bewusst geworden sind?

In Schweden gibt es keine Maikäfer.

DIE VIER UND DIE EINS

In den Klang der bimmelnden Straßenbahn Nr. 4, die den Kirchweg hinauf und hinunterfuhr, mischten sich Glockenklänge einer katholischen Kirche am Fußende des Kirchwegs. Ich liebte diese Klänge sehr, fühlte mich geborgen mit ihnen.

Die Vier unterschied sich von allen anderen Elektrischen. Sie hatte noch immer ihre alten dunkelgrünen Wagen, als ich 1934 von ihr Abschied nahm, und sah aus wie eine liebe alte Frau mit runder Stirn und großen Augen, während die anderen Kasseler Straßenbahnen neue Wagen bekamen, die gelb (?) waren und strenge Gesichter hatten.

Die Vier machte einen schrecklichen Krach, keuchte beim Hinauffahren und quietschte mit den Bremsen beim Hinunterfahren, wobei dann auch ordentlich gebimmelt wurde. Ich durfte manchmal beim Fahrer vorn stehen und mit meinem kleinen Fuß auf einen blanken Knopf feste trampeln, so dass es bimmelte.

Während andere Elektrische kleine unvorsichtige Kinder zu überfahren pflegten, wurde so etwas niemals von der Vier behauptet. Die fuhr so langsam, dass ich nebenher laufen konnte, ohne je hinzufallen und mir die Knie aufzuschlagen.

Zu den „strengen“ Straßenbahnen gehörte die Eins. Sie hat mir viel zu denken gegeben.

Mit der Eins fuhr man nach Wilhelmshöhe. Die Wilhelmshöher Allee - Mittelscheitel der Stadt - hinauf.

Beim Hinauffahren hatte man die Wilhelmshöhe - mit Schloss und hoch oben den Herkules - vor sich , und bei der Fahrt zurück sah man hinunter auf die Stadt.

Genug: Die Eins fuhr also nach Wilhelmshöhe und wir mit, fast jeden Sonntag, wie Kasseler Familien es eben zu tun pflegten. Ich erinnere mich noch, von meiner frühen Kindheit her, an ein Schild beim Einsteigen in eine Elektrische: „Damen mit ungeschützten Hutnadeln werden gebeten, Worum sie gebeten wurden, weiß ich nicht mehr. - Dagegen blieb es mir erspart - in der Straßenbahn wenigstens - das Schild „Juden unerwünscht“ auftauchen zu sehen, bevor ich Deutschland verließ. (An anderen, von früher vertrauten Stätten war es bereits da.)

Ende der sechziger Jahre verbrachte ich mit meinem alten Onkel zusammen eine Woche in Wilhelmshöhe. Und zum ersten mal nach all den Jahren ging ich zur Straßenbahn, um in die Stadt zu fahren. Die Haltestelle lag genau da, wo sie früher war. Und da stand sie, an ihrer Endstation: die Eins.

Ich setzte mich in die Bahn und als einziger Fahrgast fuhr ich mit der Eins die Wilhelmshöher Allee hinab, die wie eh und je schnurgerade mitten durch die Stadt ging. Aber die Häuser, die dort an beiden Seiten gestanden hatten, waren fast alle weg - zum Teil ersetzt durch neue Bauten. Stand nicht da, rechts irgendwo, das „Rote Kreuz“, in dem meine totkranke Mutter 1938 nicht aufgenommen wurde, weil auch in Krankenhäusern „Juden unerwünscht“ waren?

Wohlbekannt waren die Haltestellen, die der Schaffner ausrief, aber nichts war wiederzuerkennen, nur der Name. Ich fuhr durch eine Gespensterstadt, mit einer Gespensterbahn, die immer noch „die Eins“ hieß. Absurd, spukhaft.. Wie in einem bösen Traum. Kafka...

Unglaublich eigentlich - sagte ich zu irgendjemandem - dass die Eins noch immer nach Wilhelmshöhe fährt - Und warum soll die Eins denn n i c h t nach Wilhelmshöhe fahren -? Die Antwort war ganz logisch, natürlich.

Warum soll sie nicht - aber wie k a n n sie nur?

Menschen, die ihr Leben lang mit ihr gefahren sind, wurden verfolgt und vernichtet - von anderen Menschen, die zusammen mit ihnen fuhren, ihre Gesichter kannten von eh und je her. Und diese wiederum wurden, viele von ihnen, ausgebombt. Nicht ein Stein liegt auf dem anderen dort, wo die Straße und ihre Querstraßen entlang gehen.

Aber die Eins fährt noch immer nach Wilhelmshöhe, in ihren alten Geleisen. Als ob nichts geschehen wäre.

DER STRUWELPETER UND WILHELM BUSCH

Während die meisten Märchen, besonders die Grimm'schen, mir große Angst einflößten, machten mir eigentümlicher Weise weder der „Struwelpeter“ noch „Max und Moritz“ etwas aus, solange ich Kind war. Auch andere Bücher von Wilhelm Busch las ich gern. Sie wurden von mir ebenso unkritisch wie von den anderen Kindern in Deutschland (und deren Eltern)

geschluckt. Heute scheinen sie mir so sadistisch, so moralistisch und grausam, dass ich sie keinem Kind mehr freiwillig in die Hand drücken würde.

(...) Wilhelm Busch (schrieb ja) geniale Verse und seine Zeichnungen sind einzigartig. Auch seine Lebensweisheit und natürlich seinen Humor kann man weiterhin bewundern. Aber ich reagiere heute sehr stark gegen seine Bosheit, seinen Sadismus. Heute stößt es mich ab, dass Busch nicht nur die raffiniertesten, gemeinsten Bubenstreiche erfunden hat, sondern auch deren Opfer so lächerlich darstellte, dass sie einem noch nicht einmal leid taten („ihres Lebens schönster Traum! hing an einem Apfelbaum „ - ich kann nicht behaupten, dass ich die Witwe Bolte - damals - bedauert hätte). Gewiss, Max und Moritz bekamen (natürlich) ihre Strafe. Die Strafen waren eigentlich schrecklich.

Aber auch dagegen reagierten wir nicht. Ebenso wenig wie gegen den Rassismus und ausgesprochenen Antisemitismus, den Busch in seinen Büchern an den Tag legt.

Wir alle hatten Wilhelm Busch bei unserer Auswanderung mit in unserem geistigen Gepäck. Wir zitierten ihn gern und oft. Erst durch eine schwedische Freundin wurde ich darauf aufmerksam gemacht, wie rassistisch Wilhelm Busch doch war. Es war noch im Anfang der Nazizeit, dass diese Freundin, die selbst Bücher schreibt, in ihm einen der geistigen Vorgänger der Nazis sah. Es gibt schon vieles, was dafür sprechen mag. z.B. die folgenden Verse und Zeichnungen, die sich nicht allzu sehr von denen, die später im „Stürmer“ auftauchen sollten, unterscheiden.

Aus der „frommen Helene“
”... und der Jud mit krummer Ferse
krummer Nas‘ und krummer Hos‘
schlängelt sich zur hohen Börse
Tiefverderbt und seelenlos ..”

mehr auf den folgenden Seiten — aus „Plisch und Plum“:

”kurz die Hose, lang der Rock,
krumm die Nase und der Stock,
Augen schwarz und Seele grau,
Hut nach hinten, Miene schlau –

Das ist Schmulchen Schievelbeiner,
Schöner ist doch unsereiner!”

DIE HÜTER MEINER KINDHEIT

Ja, ich empfand sie wirklich als solche. Mein Vater und meine Mutter waren für mich, das einzige Kind, die schützenden Mauern, die mein Elternhaus umgaben — das meine Burg war. (Ob wohl das Wort „geborgen“ von „Burg“ kommt - ?)

Meine Mutter war lebensfroh und heiter, trotz langjährigem schweren Herzleiden. Mein Vater war ein ruhiger, besonnener Mann, mit stiller, innerer Kraft. Er soll ein hervorragender Jurist gewesen sein und bei meinen späteren Besuchen in Kassel sprach man noch immer von ihm. Durch und durch von der deutschen Kultur geprägt, aber auch von der jüdischen Ethik, nach der er lebte, war er ein Träger der deutsch-jüdischen Synthese, aus der damals und auch schon früher viel Fruchtbare erwachsen war und sicher weiter hätte erwachsen können.

Der bittere, resignierte Mann, der 1939 nach Schweden kam - nach dreiwöchentlicher Haft im Konzentrationslager Buchenwald - hatte nicht mehr viel gemeinsam mit dem früheren Bild seines Selbst. Während meine Mutter trotz ihrer schweren Krankheit bis zuletzt ihre Seelenstärke bewahrte, war er mit einemmal - und er war damals erst 56 Jahre alt - zu einem gebrochenen, unsicheren, in sich gekehrten Mann herangewachsen.

Kurz bevor mein Vater - in der Kristallnacht, mehr davon später - ins Konzentrationslager kam, musste meine Mutter mit Ambulanz ins jüdische Krankenhaus nach Frankfurt transportiert werden, da kein Krankenhaus in Kassel Juden aufnehmen durfte, wollte oder konnte. Meinen hiesigen Verwandten gelang es umgehend, eine Aufenthaltsgenehmigung für meine Eltern in Schweden zu besorgen, woraufhin mein Vater dann aus dem Lager entlassen wurde, mit der Bedingung, innerhalb einer gewissen Frist Deutschland zu verlassen. Anfang Februar 1939 kam mein Vater somit nach Schweden. Meine Mutter konnte nicht so schnell fort und kam einen Monat danach, von einer jüdischen Krankenschwester bis zur Grenze begleitet. Mit übermenschlicher Energie hatte sie es noch fertig gebracht, die praktischen Dinge zu erledigen und - Abschied zu nehmen

Hier darf eins nicht vergessen werden: Vielleicht wäre es meiner Mutter doch nicht gelungen, dies alles zu überleben ohne die Hilfe unseres früheren Dienstmädchens, die sich heimlich zu ihr schlich und ihr half, mit rührender Liebe und Treue. Auf Grund der Rassengesetze hatte das Mädchen bei meinen Eltern aufhören müssen. Juden durften keine arischen Mädchen mehr haben, sofern diese nicht bejahrt (über 50, also aus den Wechseljahren heraus) waren. Begründung: Risiko für Rassenschande, verursacht durch den Herrn des Hauses. Nein, ich spaße nicht, so ungeheuerlich das heute auch klingen mag. - Diese treue Seele also verlor also niemals ihre Menschlichkeit und setzte sich offensichtlich einer Gefahr aus, weil sie weiterhin den Kontakt mit meinen Eltern heimlich aufrechterhielt.

Ich wüsste heute niemanden anderen, von dem ich das behaupten könnte. Doch, ein Beispiel kann ich noch nennen. Das kommt später.

Mein Vater hat körperlich keinen Schaden genommen. Buchenwald war kein Vernichtungslager. Aber etwas in seiner Seele wurde vernichtet.

Wie so viele andere seines Schlages war mein Vater ein unbescholtener, angesehener und - sowohl als Mensch wie als Jurist - respektierter Mann. „Gesetzestreu“ — dies Wort mag, vielleicht auch im übertragenen Sinne, auf ihn passen. Er wurde also, erst langsam schleichend, dann mit plötzlicher Grausamkeit, r e c h t l o s , seines Berufes, seiner Wurzeln, seines Lebensraums und -unterhalts beraubt.

Als einziger Rechtsanwalt in Kassel hatte mein Vater ein „Repetitorium“, bereitete also Referendare zum Assessorexamen vor. Einer dieser Referendare war der spätere nationalsozialistische Staatssekretär und spätere Präsident des Volksgerichtshofs Roland Freisler, der ja Kasseler war. Schon vor der Machtergreifung durch Hitler hörte Freisler (natürlich), auf, meinen Vater zu grüßen. In der ersten Phase der „Reinigung“ des Juristentums von nichtarischen Elementen wurden drei jüdische Rechtsanwälte in Kassel (es gab deren viele, ich weiß die Zahl heute nicht mehr) als sogenannte Rechtsberater zugelassen. Mein Vater war einer von ihnen. Wir haben uns manchmal gefragt, ob dabei möglicherweise eine heimliche Wertschätzung oder Dankbarkeit von Freisler meinem Vater gegenüber mitgespielt haben mag.

Mein Vater ist seine Bitterkeit nie mehr ganz losgeworden, auch wenn er allmählich wieder zu manchen seiner seelischen und geistigen Ressourcen zurückfand, die sein Grundwasser waren, nicht zumindest dank der Enkelkinder und dank des Wiederauflebens eines seiner früheren Wirkungskreise, im jüdischen Rahmen, hier in Schweden. Arbeit bekam er keine. Als deutscher Jurist konnte er hier nichts anfangen, und zu einer Umsattlung war er - leider - nicht mehr fähig.

DIE FAMILIE

Wir hatten eine große Familie, in Kassel und auch in umliegenden Dörfern wie Hoof und Zimmersrode.

Mein Vater hatte vier Brüder. Einer ist im ersten Weltkrieg gefallen.

Ein Bruder wanderte mit seiner Familie vor 1933 nach Amerika aus, wo er Verwandte seiner Frau hatte. Der jüngste Bruder, ebenfalls Jurist wie mein Vater, entkam in letzter Minute vor dem Krieg nach England mit seiner Familie. Nach dem Krieg wurde ihm angeboten, nach Deutschland zurückzukehren und einen hohen Richterposten zu bekleiden. Er nahm das Anerbieten an - es war ihm nie gelungen, innerlich von seiner Heimatstadt loszukommen - und er kam zuerst ans Oberlandesgericht in Kassel und schließlich als Senatspräsident nach Frankfurt/M, wo er dann starb. Für meinen Vater, den man auch gebeten hatte, zurückzukommen, war eine solche Rückkehr undenkbar.

Der vierte Bruder und die ganze übrige Familie wurden deportiert. Wo sie umgekommen sind, haben wir nie in Erfahrung bringen können.

Meine Verwandtschaft mütterlicherseits waren zum großen Teil holländische Juden. Die meisten von ihnen, darunter auch ein kleiner Junge von 9 Jahren, sind, als die Nazis nach Holland kamen, deportiert worden und umgekommen. Ein Zweig der dortigen Familie, der von holländischen Bauern versteckt gehalten wurde (ähnlich wie im Tagebuch der Anne Frank beschrieben), hat gottlob überleben können.

”HEIMAT”

Bevor das Wort „Heimat“ anrühlich wurde in Deutschland, bevor es sich als Kern von schwülstigen Slogans entpuppte, „Blut und Boden“-Geschmack bekam, war es für mich ein Sammelbegriff für alles, was zu meiner Welt gehörte. Der Kirchweg, der Hindenburgplatz, Wilhelmshöhe, die Dörfer um Kassel, in denen Verwandte wohnten, das weiche Landschaftsbild, Parks, in denen ich spielte. Gänseblümchen. Buchenwälder. Dazu gehörten auch die Menschen um mich herum: meine Eltern, Familie, Freunde. Die Klasse, die Schule, die Nachbarn im Haus, die dort genau so lange gewohnt hatten wie wir, Bäcker und Gemüsehändler, und so weiter. Wie wir alle bin ich mit deutschen Liedern aufgewachsen - Wiegenliedern zuerst, dann Kinderliedern, Volksliedern, Schnaderhüpferln. Jawohl, auch Märsche und Soldatenlieder gab es, aber aus denen habe ich mir nie viel gemacht. Und allmählich kamen klassische Töne hinzu.

Der Begriff „Volk der Dichter und Denker“ wurde auch von mir voll und ganz akzeptiert. Dass es auch andere Völker mit Dichtern und Denkern gab als das deutsche, kam eigentlich nur selten zum Ausdruck. Das deutsch Gedichtete und Gedachte flog mir wie gebratene Tauben in den Mund. Zuhause gab es Lektüre genug, und ein belesener Vater und dito Onkel sorgten dafür, dass es mir schmeckte. Auch die Schule tischte mir vieles gut und schmackhaft

auf. - Die Gemäldegalerie in Kassel blieb für mich auch später der Ausgangspunkt für mein Kunstinteresse. U. a. gab es da in der Gemäldegalerie einen wundervollen Rembrandt „Jakobs Segen. Als ich ihn bei einem Besuch in Kassel in den 60er Jahren wiedersah, standen zwei ältere Damen davor. Die eine sagte: „Aber s i e war doch wohl kein Jüdin, Josefs Frau - ?“ Vorhang.

Irgendwo habe ich also den Stempel „Made in Germany“ auf Zeit und Ewigkeit sitzen.

In dem Gewebe von einst, das ich hier Stück für Stück zusammensuche, waren die deutschen und die jüdischen Fäden eng miteinander verknüpft. So eng, dass es schwer und schmerzlich war, sie voneinander zu trennen, sie auseinanderzureißen, als die Umstände es erforderten. Es ist heute schwer, wenn nicht gar unmöglich, aus dem Gedächtnis das ursprüngliche Gewebe zu rekonstruieren, die alten Muster wiederzufinden. Farben sind verblichen, stellenweise ist der Stoff zerrissen, verbrannt, durchlöchert. Flicker kamen darauf, neues wurde hinzugesellt, neue Konstellationen ergaben sich. Was ich hier aus dem Arsenal meiner Erinnerung hervorhole, sind also Bruchstücke der einstigen Muster, die - aus ihrem Zusammenhang gerissen - vielleicht nicht immer recht zusammenpassen. Fragmente also. Fetzen.

Mein Judentum - so wie ich es damals auffasste - war ohne weiteres auch in meinem Heimatbegriff enthalten. Es war unsere Lebensform. Die jüdische Gemeinde, die Sinai-Loge, das jüdisch-kulturelle Leben, ja auch die Synagoge - alles gehörte dazu, und so lässt sich mein damaliges Judentum nicht aus seinem lokal bedingten Zusammenhang heraus nehmen. Während ich natürlicherweise Teile meines deutschen Ichs abgelegt habe und jetzt wie einen Packen vergilbter aber unversehrter Briefe wieder hervorhole, um noch einmal darin zu lesen, darüber nachzudenken, hat das Jüdische in mir weitergelebt. Es wurde, als alles andere zusammenstürzte, das Fundament, auf dem ich mein weiteres Leben aufbaute ...

Die Synagoge in Kassel war im maurischen Stil gebaut. Sie stand etwas abseits, ein Stück vom Königsplatz entfernt, auf der Unteren Königstraße. Vor der Nazizeit wachte zwar Gott, wie es heisst, „über unseren Eingang und unseren Ausgang“, aber ein ungeschriebenes Gebot schrieb uns vor, uns nicht zu lange vor der Synagoge aufzuhalten, so wenig wie möglich „aufzufallen“. Dennoch waren die jüdischen Feiertage jedermann bekannt. In Kassel, wie auch in anderen deutschen Städten, waren viele jüdische Geschäfte dann geschlossen, jüdische Angestellte bekamen frei und jüdische Kinder gingen an den Tagen nicht in die Schule. Es gab ja auch Katholiken, die ihre eigenen Feiertage hatten und bei denen es in dieser Beziehung ähnlich zuging.

BLONDE JÜDIN VOM KIRCHWEG

Meine ersten Erinnerungen an Judenhass hängen mit dem Kirchweg und seinen Nebenstraßen zusammen. An der zweiten Nebenstraße links erwartete mich eine Schar von Kindern, die, wenn sie mich sahen, im Singsang losschrien: Blonde Jüdin vom Kirchweg - Blon-de Jüüü-din vom Kirch-weg. Sie schrien nur, ließen mich aber sonst im allgemeinen in Ruhe. Nur einmal im Winter bewarfen sie mich mit Schneebällen, in denen Steine waren. Es bekam ihnen schlecht, da ein Erwachsener Zeuge war und es anmeldete. Blaue Flecken blieben mir also erspart - außer in der Seele.

Der Hass und die Freude darüber, dass sie mich mit dem Geschrei immer in die Flucht jagten, war echt. Es war ein doppelter Hass. Ich war nicht nur Jüdin, ich hatte auch noch die Frechheit, nicht so auszusehen. Meine Nase hatte noch nicht begonnen, sich zu biegen und kein Kind in der ganzen Gegend hatte so hellblonde Haare wie ich.

Übrigens hasste ich dieses helle Haar; und in meiner Kindheit bedeutete es große Belastung. Beide Eltern waren dunkelhaarig und die übrige Familie auch, alle meine jüdischen Freundinnen sahen so aus, wie es sich gehörte, hatten schwarze oder braune Haare und meistens auch dunkle Augen (die "deutschen" Kinder übrigens auch oft...). Ich empfand mich also selbst als irgendwie „regelwidrig“. ... Besonders bei der - vielleicht nicht immer gutgemeinten - Frage: „Wo hat denn das Kind nur die schönen blonden Haare her?“ - Als dann später in der Rassenkunde über germanische Merkmale gesprochen wurde, wurde der Umstand, dass ich die hellsten Haare in der ganzen Schule hatte, durchaus unangenehm.

DAS HAKENKREUZ UND DAS KREUZ

Ich sehe mich mit einem Stückchen Kreide in der Hand herumgehen und Hakenkreuze an den Hauswänden der Kattenstraße in Quadrate, mit vier Vierecken darin, verwandeln. Es muss dies schon vor 1925 gewesen sein, denn ich ging noch ins Kästnersche Lyzeum, und die Hakenkreuze stammten von einem Kind aus meiner Klasse, das sie trotz meiner Bemühungen immer wieder schön erneuerte.

Das Hakenkreuz, ja. Und das Kreuz? Wie war es mit dem Kreuz?? In der Schule wurde ich mit Jesus bekannt. Überall, wo es schön war, war Jesus mit dabei. Überall hing er an der Wand, in der Schule und in den Wohnungen meiner Mitschülerinnen, ob sie nun katholisch oder evangelisch waren. Lichtgestalt mit Heiligenschein, im blauen Mantel, und mit milden, blauen Augen. Dass er nichts mit uns Juden zu tun hatte und wir nichts mit ihm, das wusste ich ja schon vorher. Aber dass wir ihn ermordet hatten, das lernte ich in der Schule, und zwar sehr bald. Ich nahm nicht am christlichen Religionsunterricht teil, weiß also nicht, wie Geistliche, Lehrer (und Eltern) den Kindern den Text des Neuen Testaments auslegten. Aber die Betrachtungsweise, was Juden anlangte, vom christlichen Gesichtspunkt aus gesehen, die bekam ich durch die Reaktion meiner Mitschülerinnen zu spüren. Dass Jesus selbst Jude war, was ja nunmehr betont wird, davon war in meiner Schulzeit niemals die Rede. Niemals.

...WEHT DIE FAHNE SCHWARZ-WEISS-ROT

Über dem Deutschland meiner Jugend wehte - offiziell - die Fahne schwarz-rot-gold. Die Fahne des Versailler Friedens, der Weimar-Republik, der Demokratie. Aber für die kaisertreuen, patriotischen, deutsch-nationalen Deutschen waren die Farben schwarz-weiß-rot durchaus nicht vergessen. Sie waren in ihren Herzen bewahrt worden - wie auch der nicht gewonnene Sieg. Beides sollte wieder auferstehen, in der Hakenkreuzfahne, bzw. in dem Schrei der Nationalsozialisten „Sieg Heil“.

Schwarz-weiß-rot war treu-deutsch, war Vaterlandsliebe, Mut, Ehre, war Frontkämpfer, „als wir vor Verdun standen“, Kriegskameraden, Helden, Siege. War Deutschland, Deutschland über alles. Ich empfand Unbehagen diesen Farben gegenüber; sie symbolisierten etwas, was uns fremd war und wo wir nicht hingehörten. Schwarz-weiß-rote Bändchen saßen hinter den Fotografien von Kriegshelden, mit Eichenlaub daneben, mit schwarzem Trauerflor, wenn der Betreffende gefallen war, schwarz-weiß-rot schmückte Bilder in Riesenformat von Bismarck, Hindenburg, Ludendorff. Zum Eisernen Kreuz gehörten diese Farben und zu vaterländischen Kriegserinnerungen.

Der Gram über den verlorenen Krieg, der Feindeshass, die Selbstbemitleidung, all dies war selbst in meinen unschuldigen Kinderbüchern enthalten („Nesthäkchen und der erste Weltkrieg“ z. B.), in denen der Patriotismus als selbstverständliche Ingredienz mit

hineingebacken war. Ich las diese Bücher mit großer Begeisterung und merkte nichts von alledem, es geht mir eigentlich erst jetzt beim Schreiben richtig auf. Da gab es einen Kanarienvogel, den „Nesthäkchen“ - nach dem Sieg bei Tannenberg - liebevoll „Hindenburg“ taufte, da gab es eine verhasste „Polin“ in ihrer Klasse, die sich glücklicherweise als rein deutsch und Tochter eines gefallenen Offiziers entpuppte, so dass die Kinder sich schämten, sie vorher schlecht behandelt zu haben, und so weiter.

Bei uns in der Familie gab es keine Heldenverehrung und kein Sich-Sonnen in Kriegserlebnissen, obwohl drei meiner Onkel im Krieg waren. Nur Trauer um meinen gefallenen zweitjüngsten Onkel, an den ich mich nicht erinnere, und um den Bruder einer Verwandten, der ebenfalls gefallen war, und dessen Namen nicht genannt werden konnte, ohne dass meine Tante weinte. Über den Krieg wurde selten gesprochen.

Ich sehe diese meine Tante auf unserem Balkon stehen. Unten marschierten deutsche Männer vorbei (ich erinnere mich nun nicht mehr, ob es Mitglieder des Stahlhelm oder schon SA-Leute waren), singend im Marschtakt. Aus dem Verein ehemaliger Frontsoldaten waren die Juden da schon längst herausgeworfen worden. Meine Tante weinte und wollte nicht aufhören und schließlich sagte sie leise: „Und dafür musste mein Bruder David sterben!“ - Die deutsche Rechte - die Deutsch-Nationalen, Adel, Offiziere, Gutsbesitzer, Junker, die Mitglieder des „Stahlhelm“ - waren schwarz-weiß-rot bis ins Mark hinein. Rassenhass und Judenfeindlichkeit gehörten von alters her mit dazu.

Wie konnte es geschehen, dass wir nicht schon damals diese Signale hörten? Das kann man sich leicht jetzt fragen, wo man weiß, wozu sie führten. Alle diese Stimmungen und Strömungen, die ich hier versucht habe, herauszuschälen (wie man eine Zwiebel schält, ich war auf all das übereinander Geschichtete gar nicht gefasst, als ich anfang), waren natürlich da und ich habe sie erlebt. Aber sie standen doch nicht im Zentrum meines Lebens, anfangs, gehörten mehr zur Peripherie.

SCHULFREUNDINNEN UND -FEINDINNEN

Im Gegensatz zu Erich Kästners: „Die Schule, wo ich viel vergessen habe, bestritt seitdem den größten Teil der Zeit“, so hat die Schule bei mir zwar einen großen Teil der Zeit „bestritten ,aber das meiste habe ich nicht vergessen. Ich war eine sogenannte gute Schülerin, das Lernen fiel mir leicht und machte mir Freude. Nachdem ich eines Tages aus der Hülle des „Tugendschafs“ herausgekrochen war und normal flegelhaft wurde, war ich auch normal beliebt. Nun bekam ich meine erste „richtige“ Schulfreundin. Wir waren Gegensätze in jeder Beziehung, aber waren unzertrennlich und blieben es viele Jahre lang. Sie war bei uns Kind im Hause, durfte oft bei uns übernachten, gehörte dazu.

Lange vor Hitler muss es schon gewesen sein, dass diese Freundin sich plötzlich mit einem anderen Mädels in der Klasse befreundete, die dann als erste der Klasse Nazi wurde. Freundschaft braucht nicht ewig zu halten, das wissen wir ja alle, aber für diese „beste“ Freundin hörte ich von einem Tag zum anderen auf zu existieren, ohne dass es einen äußeren Anlass dafür zu geben schien. Sie streifte mich sozusagen ab wie ein unbequemes oder schmutziges Kleidungsstück und warf mich weg. Hörte auf mich oder meine Familie zu grüßen, wandte sich ab, wenn sie mich sah. Hatte plötzlich ein Parteiabzeichen an. Kannte mich nicht mehr, hatte mich nie gekannt. Das war der Anfang.

Als „Zwischenspiel“ kann ich von meinem ersten Freund reden, mit dem es mir ähnlich erging, Er war, wie man das nannte, wenn man in die Tanzstunde ging, mein

„Tanzstundenherr“. Außerhalb der Tanzstunde hatten wir uns nicht viel zu sagen, aber dennoch blieben wir eine ganze Zeit lang befreundet, auch noch nachher. Jeden Morgen holte er mich mit dem Rad ab und fuhr mich in die Schule, bevor er sich selbst in die Schule begab. Dass er Antisemit sein könnte, wäre mir nicht im Traume eingefallen. Einmal aber sah ich in seinem aufgeschlagenen Notizbuch, dass hinter Lisel Goldschmidt unter der Rubrik „Besondere Merkmale“ stand: „Nase konvex“. Er beging da den Fehler, das Buch hastig zuzumachen und, bis an die Haarwurzeln errötend, zu sagen, er habe das nur „zum Spaß“ geschrieben. Kurz darauf blieb er morgens weg. Ohne Erklärung. Von anderen hörte ich dann, er sei gerade der Führer der Nazigruppe in seiner Schule geworden. Wir hatten 1931. Kassel war nicht sehr gross man ging täglich aneinander vorbei. Auch er sah weg oder sah durch mich hindurch, und die anderen des Wilhelmsgymnasiums, mit denen ich zusammen in die Tanzstunde gegangen war, allmählich auch.

ROTE KIRSCHEN ESS ICH GERN
SCHWARZE NOCH VIEL LIEBER
IN DIE SCHULE GING ICH GERN
ALLE JAHRE WIEDER ...

Die Melodie und die Worte kommen mir oft in den Sinn. als Assoziation sowohl zu Kirschen wie zu Schule

Ich kam mit sechs Jahren in die Schule und weinte dabei sehr - trotz Zuckertüte (warum, weiß ich nicht mehr). Kinder mit Zuckertüte wurden damals fotografiert, und auch ich wurde zum Fotografen (N) geschleppt. N war Spezialist für Kinderköpfe, und es wurde kein „Zuckertütenbild“ sondern ein Meisterwerk von einem Brustbild, das überall in Kassel ausgestellt wurde, unerträglich lange, zur Verzweiflung des Fotoobjektes.

N. wurde sehr früh Nazi, und Juden hatten bei ihm nichts mehr zu suchen. Der Zufall wollte, dass ich, als ich im Sommer 1935 noch einmal zu Besuch in Kassel war, in einer Ausstellung seiner Bilder landete. Und plötzlich stand ich, tief erschreckt, der Riesenvergrößerung meines 6-jährigen Ichs gegenüber; die eine ganze Wand einnahm. Dem Urbild eines „germanischen“ Kindes, hellblond, helläugig, mit kleiner, gerader Nase (jajawohl, damals hatte sich noch nicht gebogen, was ein Häkchen werden wollte ...), das mich über nackte Kinderschulter hinweg mit aufmerksamem und ernstem Blick ansah. Eigentlich hätte ich es ihm sagen sollen, dem Herrn N., aber das wäre damals unmöglich gewesen. So wie die Dinge standen, habe ich mich ganz schnell incognito wieder herausgeschlichen. Völlig absurd - und schrecklich. Noch heute kann ich nicht darüber lachen, obwohl man es eigentlich sollte

Die ersten vier Schuljahre ging ich ins Kästnersche Lyzeum eine Privatschule mit nur weiblichem Lehrpersonal, einer besonders verbitterten, zerknitterten Kategorie, die sehr stark auf Autorität hielt. Es war schön, dann mit 10 Jahren in die Sexta der „Studienanstalt“ zu kommen. Meiner Erinnerung nach ging die Studienanstalt dann in die Malwida von Meysenbug-Schule über, als dieses Schulgebäude fertig wurde. Dort blieb ich bis zum Abitur 1934. In die Schule ging ich gern. Wäre ich gern bis zum Schluss gern gegangen. Hätte ich gern bis zum Abitur gegangen sein wollen.

Wir waren eine wirklich nette Klasse, die meisten von uns blieben die ganzen Jahre zusammen. Es war eine begabte Gesellschaft, da blühte Humor, Musikalität, Esprit, da wurden geniale Ideen in die Tat umgesetzt. Die Klasse war sehr darauf bedacht, einen guten „Klassengeist“ - so nannten wir es damals - zu entwickeln, ein Solidaritätsgefühl besonderer

Art, auf das wir sehr stolz waren. Alle Voraussetzungen waren also da - und das will ich eben mit dem oben Gesagten zum Ausdruck bringen -, dass diese begabte, intelligente, solidarische Klasse, dass unsere Lehrer, von denen einige wirklich hervorragende Persönlichkeiten gewesen sein mögen, dass der Direktor der Schule, Dr. Becker, ein angesehener und maßvoller Mann, sich später nicht so benommen hätten, wie sie es taten. Aber leider benahmen sie sich eben nicht anders. Ihr Versagen und ihre ungeheure Feigheit ist mir heute noch unverständlich. Menschen wie du und ich. Normale, anständige Menschen mit ethischen Grundsätzen, mit Denk- und Urteilsfähigkeit, ließen nicht nur Grausamkeiten geschehen, sondern wurden selbst unmenschlich und grausam - in einem noch frühen Stadium sogar. Es wird davon noch die Rede sein.

Ich habe vor mir das deutsche Philo-Lexikon - wahrscheinlich die letzte Auflage, die noch herausgegeben werden konnte copyright 1934, gedruckt 1935. Darin sind etwa 90 deutsch-jüdische Organisationen verschiedenster Art aufgeführt. Viele von diesen wurden damals schon "abgewickelt" (oder waren es schon) oder starben eines (un)natürlichen Todes, während andere an Bedeutung gewannen. Die Juden waren schon damals aus den meisten deutschen Organisationen ausgeschlossen worden und Selbsthilfe durch Vereinigung und Zusammenhalt konnte noch einige Zeit einen gewissen inneren Halt geben. Unter anderem im „Kulturbund Deutscher Juden.

In Kassel trat er schon in Aktion, als ich noch da war, d. h. wahrscheinlich um 1933 herum, wenn nicht schon früher. Er spielte eine große Rolle. Als man als Jude nicht mehr ins Theater oder zum Konzert gehen und auch keine Vorträge oder andere kulturelle oder gesellschaftliche Arrangements besuchen durfte, wurden kulturelle Veranstaltungen mit jüdischen Gästen - oft berühmten - arrangiert. Prominente, die also nicht mehr auf treten durften und auf jüdische Auditorien angewiesen waren. Ich kann nur davon sprechen, was in dieser Hinsicht „zu meiner Zeit“ geschah, d. h. vor April 1934. Ob auch diese kulturellen Veranstaltungen nachher verboten wurden oder zu gefährlich wurden, darüber kann ich mich nicht äußern. Als ich noch in Deutschland war, gingen wir zu allen diesen Veranstaltungen, jung und alt. Selbstverständlich. An einem dieser Kulturabende sah und hörte ich Martin Buber reden. Ich verstand nicht viel davon, Martin Bubers Philosophie war damals noch zu hoch für mich. Was uns Martin Buber hauptsächlich nahe brachte, war die Übersetzung der Fünf Bücher Moses, die er zusammen mit Franz Rosenzweig herausgab. (Franz Rosenzweig - geb. in Kassel - hatte in Kassel gewohnt und gewirkt - einer der größten jüdischen Philosophen der damaligen Zeit. In jüdischen Kreisen wurde viel von ihm gesprochen. Ich selbst habe ihn leider nicht „erlebt“: aber einer meiner Religionslehrer, ein ebenfalls hochgelehrter Mann namens Dr. Lazarus, war mit ihm sehr befreundet gewesen.)

JUDEN UNERWÜNSCHT - JUDA VERRECKE

... auch in den Hitlerjahren, die ich in Deutschland miterlebte - 1933 und einige Monate 1934 - kamen ja nicht gleich alle Signale auf einmal. Es ist dies alles vielleicht einer schleichenden Krankheit vergleichbar, von der man langsam angegriffen wird, ohne dass man es recht merkt, und von der man nicht wahrhaben will, dass sie lebensgefährlich, ja todbringend, sein kann ... Dazu kam, dass man es einfach nicht für möglich hielt, dass in dem Deutschland, das man ja liebte, so etwas passieren konnte. Sicher würde es bald vorübergehen

Ich selbst bin von vielem verschont geblieben; aber von so manchem blieb ich nicht verschont. "Juda verrecke" habe ich in Riesenbuchstaben an Wänden und Schaufenstern geschrieben gesehen; "Juden unerwünscht" an den Eingängen von Geschäften, in denen wir gekauft haben, und von Gasthäusern und Konditoreien, in denen wir Stammgäste waren. Marsch- und Kampflieder bekam man überall zu hören, die einem die Seele zerrissen. Beim Horst-Wessel-Lied lief es einem kalt den Rücken hinunter, ganz zu schweigen von „Wenn‘s Judenblut vom Messer spritzt, dann geht‘s nochmal so gut“ ,das schon in den ersten Nazijahren fleißig gesungen wurde. Plötzlich hörten die Hausbewohner auf zu grüßen.

Geschichtsverfälschung in der Schule war bisweilen schon vorher vorgekommen, je nach Lehrer. Turnen (Leibesübungen) wurde zum Hauptfach erhoben. Rassenlehre und Eugenik erhielten höchste Priorität im Biologieunterricht, mit der Lehre vom germanischen Übermenschen und der Minderwertigkeit "nichtarischer Rassen" im Schlepptau. Eine Biologielehrerin hatte anfangs den Mut zu sagen, es gäbe keine überlegenen Rassen, alle hätten gleichen Wert. Sie durften dies nur einmal tun, wurde von der Klasse angezeigt, bekam einen Ruffel von oben, knirschte hörbar mit den Zähnen, aber musste gehorchen. Der Deutschunterricht wurde "gleichgeschaltet" mit dementsprechenden Aufsatzthemen.

Einer meiner jüdischen Freunde wurde kurz nach der „Machtübernahme“ in einem Keller in Osnabrück von den Nazis halb totgeschlagen. Ich besuchte ihn einige Tage später und werde den Anblick nie vergessen. - Ich erinnere mich, wie die Bücher aus dem Geschäft des jüdischen Buchhändlers in der Oberen Königstraße aus den Regalen gerissen, auf die Straße geworfen und zertrampelt wurden. Die von oben beorderten Bücherverbrennungen „zersetzender“ Literatur kamen dann später.

Zersetzend war auch Heine, der bis dahin als Klassiker gegolten hatte und danach bewertet worden war. Aber er hatte auch das „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ geschrieben, das überall gesungen wurde - ein Lied, das in deutschen Herzen stark verankert war, so stark, dass es sich eben nicht herausreißen ließ. Was tat man? Man ließ es dem Volk, strich Heine als Verfasser und schrieb in die Liederbücher stattdessen „Deutsches Volkslied - Unbekannter Dichter“.

Was im „Völkischer Beobachter“ und im „Stürmer“ stand, konnte man überall in Schaufenstern und -kästen in aufgeschlagenen Exemplaren beschauen und in sich aufnehmen, ob man wollte oder nicht. Mit Schmähungen der Juden und Karikaturen fürchterlichster Art. Ein Gedicht im „Völkischer Beobachter“ habe ich mir gemerkt; ich gelobte mir damals, es nicht zu vergessen, um es einmal in besseren Zeiten zitieren zu können - als Zeugnis dessen, welche geistige Nahrung damals serviert und geschluckt worden ist. Voila:

Hinweg mit diesem Wort, dem bösen
mit seinem jüdisch-grellen Schein
nie kann ein Mann von deutschem Wesen
ein Intellektueller sein.

An die „Machtübernahme“ selbst und an den Boykott jüdischer Unternehmen am 1. April 1933 erinnere ich mich nur schwach. Wir fuhren zu unseren Verwandten, die am weitesten außerhalb der Stadt wohnten, und blieben dort den ganzen Tag. Die Verheerung der eingeschlagenen Fenster und die geschmierten Beschimpfungen waren jedoch nicht zu übersehen, als wir wieder in die Stadt kamen. Auch nicht eine Gruppe Juden, die mit Schildern umgehängt mitten auf der Königsstrasse vorwärts getrieben wurden.

Der „Reichstagsbrand“ ist mir noch sehr klar in der Erinnerung: unser Geschichtslehrer stürzte ins Klassenzimmer, außer sich vor Empörung und fast weinend, um uns zu erzählen, dass die „Kommunisten“ den Reichstag in Brand gesteckt hätten. Niemand in der Klasse zweifelte daran, dass es wahr war (und der Lehrer bestimmt nicht). Zu Hause ahnte man schon, dass es nicht wahr war, dass es die Nationalsozialisten selbst waren, die es taten.

Meine krassesten seelischen Erlebnisse hängen mit der Schule zusammen. Nette, solidarische, intelligente Menschen verwandelten sich auf einmal in eine feindselige Mauer. Persönlichkeiten, die man bewundert hatte ob ihrer Geistigkeit und der Ethik ihrer Gesinnung, ließen sich von der Massenhysterie aufsaugen, redeten Quatsch und wurden Feiglinge. Um es nun zu verallgemeinern. Ich glaube nicht, dass ich in meinen vorherigen Beschreibungen die Klasse, die Lehrer überreklamiert habe; genausowenig, wie ich jetzt übertreibe. Das ist eben das Unfassbare und bleibt es weiter für mich, die Verwandlung der Menschen, die man für grundanständig gehalten hatte. Vorbilder, manche von ihnen. Freunde, manche von ihnen. (Auf einige Erlebnisse persönlichster Art will ich hier eingehen:)

ARIER UND NICHTARIER

In den Jahren vor dem Abitur waren wir vier jüdische Mädels in der Klasse. Allmählich kam es dazu, dass wir „Nichtarier“ in der Pause abseits von den anderen, für uns allein, standen. Zu Nichtariern wurden auch Mitschülerinnen mit jüdischer Großmutter gestempelt, die Christen waren. In unserer Klasse gab es ihrer zwei. Ich hatte davon keine Ahnung gehabt (solche Geheimnisse wurden lange gut gehütet), aber die Klasse hatte es herausbekommen. Sie gehörten also dann zu uns.

Die „jüdische Großmutter“ spielte bei der Befolgung der Rassengesetze, bzw. der Verfolgung der Juden, im nationalsozialistischen Deutschland eine große Rolle, vor allem bei dem Begriff der „Rassenschande“. Es wurden dabei Menschen betroffen, die einen „rassenmäßig“ gesehen, jüdischen Elternteil hatten. Dass sie christlich erzogen waren, - vielleicht war schon der „nichtarische“ Elternteil, vielleicht sogar schon die „jüdische Großmutter“ getauft gewesen - spielte dabei keine Rolle. Es wurden da also Menschen verfolgt, die von ihrem „Judentum“ niemals etwas gewusst hatten.

So ging es einer ehemaligen Kinderfreundin von mir. Sie war Christin, ihr Vater war Christ, ihre Mutter kam aus jüdischem Hause, aber war schon getauft und fühlte sich als Christin. Die Mutter hatte dem Kind nie etwas über ihre jüdische Abstammung gesagt. Als meine Freundin dann erwachsen wurde (da wohnte sie nicht mehr in Kassel, aber man wusste voneinander) und einen „reinrassigen“ deutschen Mann heiraten wollte, zeigte es sich, dass sie „Mischling“ war, wovon weder sie noch ihr Freund eine Ahnung hatten. Heirat hätte „Rassenschande“ bedeutet. Sie blieben zusammen, so lange es ging, ohne verheiratet zu sein, bis auch das zu gefährlich wurde. Der Mann gab sein Studium auf und beide flüchteten zusammen ins Ausland, wo sie in sehr armseligen Verhältnissen leben mussten. Sie, meine Freundin, ist kurz darauf gestorben, was zwar nichts mit den Umständen zu tun gehabt haben soll. Aber es macht ihr Schicksal besonders tragisch.

Bevor es zu der Isolierung auf dem Schulhof kam, war etwas anderes geschehen. In den letzten Schuljahren machte unsere Klasse jedes Jahr einen mehrtägigen Ausflug zusammen mit einem Lehrer. Man übernachtete in einer Jugendherberge und hielt eine Art Seminar, mit Unterricht und Diskussion. Beim letzten Ausflug ging es zum Meißner, wo wir einige Tage verbringen sollten. Es war nicht davon die Rede gewesen, dass wir jüdischen Mitschülerinnen nicht teilnehmen sollten, und so gingen wir also mit. Am ersten Abend saß

die ganze Klasse mit Lehrer um ein Feuer, man sang Lieder und spielte auf mitgenommenen Instrumenten. Am Tag hatten wir Unterricht mit Diskussion. Am zweiten Abend befanden wir Jüdinnen und „Mischlinge“ uns plötzlich völlig allein im Schlafsaal, während die anderen, wie wir hören konnten, einen munteren Abend verlebten. Wir saßen also versteinert auf unseren Betten, zum ersten Mal kollektiv aus der Gemeinschaft ausgeschlossen, der wir während der ganzen Schulzeit angehört hatten und in der wir aufgewachsen waren. Am nächsten Morgen hatten wir alle Unterricht, als ob nichts geschehen wäre, und am Abend saßen wir Nichtarier also wieder allein im Schlafsaal auf unseren Betten. Ich habe mich manchmal gefragt, wie ein Klassenlehrer es fertigbringen konnte, da mitzumachen. Denn natürlich war er beiden anderen dabei, und ich glaube kaum, dass man ihm den Grund unserer „Abwesenheit“ verheimlicht hätte ... Gottlob ging es am Morgen darauf nach Hause. Von da an blieben wir also, wie gesagt, in den Pausen allein.

DER "DEUTSCHE GRUSS"

Den Direktor der Schule - Dr. Becker- hätte ich schon längst vergessen, außer als brillanten Redner und einstige Kulturpersönlichkeit in Kassel, wenn wir nicht eine so unsympathische Begegnung gehabt hätten, dass ich noch heute jeden Zug aus seinem Gesicht und den Klang seiner Stimme aufs Genaueste beschreiben könnte. Ich muss da vorher erwähnen, dass dieser Dr. B. der Leiter der Volkspartei in Kassel gewesen war, ein gemäßigter und beliebter Mann, von dem überall seiner Gesinnung wegen viel gehalten wurde. Auch in jüdischen Kreisen schätzte man ihn.

Eines Tages musste auch auf unserem Schulhof die Hakenkreuzfahne gehisst werden; der Direktor tat es persönlich, wozu er wahrscheinlich gezwungen war. Der Schulunterricht wurde „völkisch“ und natürlich „von oben“ dirigiert. Auch der Hitlergruß wurde obligatorisch, wie überall. Wir jüdischen Schülerinnen brauchten, das verstand sich von selbst, nicht die Hand mit „Heil Hitler“ zum Gruß zu erheben.

Indessen wurde dieser Direktor, nachdem er sein bisheriges Ich abgelegt hatte (wir glaubten erst, er hätte es nur zum Schein getan, weil er musste) ein furchterregender und gefürchteter Machthaber, der seine Schule mit eiserner Hand im nationalsozialistischen Geist leitete. Vielleicht war er gerade seiner vorherigen, bekannten Gesinnung wegen -auch hierzu gezwungen. Eines Morgens stieß ich auf ihn im Korridor der Schule auf den Weg in meine Klasse. Ich sagte „Guten Morgen“ und wollte weitergehen. Er hielt mich an und donnerte los: So grüße man nicht, hier in seiner Schule hätte ich „Heil Hitler“ zu sagen und den Arm zu heben, bitte sehr. Ich war wie versteinert und brachte stotternd heraus, dass ich ja Jüdin sei (was er durchaus wusste). Wir Juden waren ja in der verrückten Situation, dass wir noch nicht einmal recht wussten, ob wir nicht mit „deutschem Gruss „zu grüssen brauchten oder ob wir es gar nicht durften. Es wurde jedenfalls nicht getan. Es war eine völlig absurde Aufforderung.

Er muss die Situation genossen haben, der Herr Direktor. Wir waren allein im Gang, niemand sah oder hörte uns, und er brauchte weder „so tun als ob“, noch sich als Nazi schlimmster Sorte aufzuspielen. Diesmal wäre er zu nichts gezwungen gewesen, es gab kein Publikum. Er sagte: „Und bitte laut, so dass man es hört.“

GRETCHEN UNERWÜNSCHT

Unseren Deutschlehrer bewunderte ich sehr, wie wohl jede seiner Schülerinnen es getan hat. Nicht nur seines großen Wissens wegen, sondern hauptsächlich wegen seines gütigen Wesens und der Art, zu unterrichten, in der es nichts von autoritärem Zwang gab.

Einige literaturinteressierte Schülerinnen schlossen sich zu einem Studienzirkel zusammen (oder Arbeitsgemeinschaft nannte man es wohl), ich gehörte dazu, und auf unsere Bitte hin wurde dieser Lehrer der Leiter der Arbeitsgemeinschaft. Wir lasen „Faust“ mit verteilten Rollen, etwa ein Jahr brachten wir damit zu. Mir wurde die Rolle des Gretchen zugeteilt. Wir waren etwa zehn Teilnehmerinnen und die Gruppe „tagte“ abwechselnd zu Hause. Wir waren zur letzten Szene des Faust gekommen; dieses Mal sollte das Zusammensein zu Hause bei mir stattfinden. Das nächste Mal wollten wir mit einem neuen Stück beginnen. Kurz vorm Nachhausegehn kam eine unserer Vertrauensschülerinnen zu mir, nahm mich zur Seite und ließ mir von dem Lehrer sagen: Man habe ihm nahegelegt, nicht zu einer Jüdin nach Hause zu gehn. Er hätte daher angeordnet, dass die Gruppe sich anderswo zu treffen hätte. Dies „ließ“ er mir also bestellen. Vielleicht war es diese Feigheit - die ich ihm nicht zugetraut hätte - die mich am meisten enttäuschte.

Ich war außer mir. Brachte gerade noch heraus, dass ich dann natürlich nicht mehr dabei sein könne (völlig überflüssig natürlich). Ja, dafür hätte man Verständnis. (Protestierte da etwa jemand? 0 nein, ich „wurde gegangen“ , wie wir es damals ausdrückten) Ich war natürlich keine Ausnahme. So etwas war dann allmählich an der Tagesordnung. „Doch wem es just passiert, dem bricht das Herz entzwei“ um nochmals mit Heine zu reden. Obwohl ja Herzen gar nicht so leicht entzwei gehen.

Fausts Gretchen starb also ohne meine Mitwirkung ... Der Studienkreis existierte fröhlich weiter, Klar. Der Lehrer leitete ihn weiter - warum auch nicht? Irgend ein Wort des Bedauerns, vielleicht von seiten des Lehrers oder der anderen Goetheaner ... ? Nein. Und dabei war es damals noch früh. Menschlichkeit kostete noch nicht Kopf und Kragen.

BENNO

Bevor ich die Schulkavalkade beschließe, will ich noch einige Worte über unseren langjährigen Klassenlehrer und späteren Lateinlehrer sagen. Er ist inzwischen gestorben, aber nennen wir ihn weiter „Benno“ wie einst. Benno verlor nach dem Kriege als „alter Nazi“ seinen Lehrerposten, habe ich gehört. Und faktisch war er als erster unter den Lehrern der Partei beigetreten. Ein überzeugter Nazi war er auch, patriotisch, „Kommunistenfresser“, alles was dazu gehörte.

Nein, alles nicht. Denn als einziger meiner Lehrer blieb er menschlich und mitfühlend. Wenn ich als Zeuge hätte auftreten müssen, als man ihn zur Rede stellte, hätte ich mein äußerstes getan, um mich für ihn auszusprechen. Jedenfalls für die Zeitperiode, in der ich ihn kannte. Warum? Darum.

Unser Abitur wurde mit einem Examen in „Leibesübungen“ eingeleitet, einem enormen sportlichen Ereignis, zu dem halb Kassel zusammenströmte, im Stadion, wenn ich mich nicht sehr irre. Die ganze Schule, Lehrer, Eltern waren Zuschauer und was weiß ich wer noch. Turnen war wichtig und eine schlechte Note in diesem Fach konnte einem das ganze Abitur verderben. Jede von uns wurde einem Lehrer „zugeteilt“, der aufpassen und Urteil abgeben musste. Er musste für jede Übung Noten geben. Unsere Turnlehrerin hatte die Hände voll (Pfeife, Stoppuhren) und hatte nichts mit den Noten zu tun. Sie hasste mich und hatte alles getan, um mich zu trakassieren. Sie hatte schon vorher ihr Urteil abgegeben, was in meinem

Fall, das wusste ich, „mangelhaft“ oder sogar „ungenügend“ werden sollte. (In Klammern kann ich hierzu bemerken, dass die Turnlehrerin und der Musiklehrer die grössten - und frühesten - „Judenfresser“ waren und es in keiner Weise verhehlten.)

Ich war eine schlechte Turnerin, besonders beim Geräteturnen. Eine Übung konnte ich absolut nicht fertigkriegen, nämlich Purzelbaum vom Sprungbrett über den Kasten. Gut war ich zwar im Hochsprung, aber das half mir nicht viel. Eine Übung nicht mitzumachen bedeutete die schlechteste Note. Ich bekam Benno als „Richter“ Ich machte es schlechter denn je, hatte schreckliche Komplexe. Zu der Sache mit dem Purzelbaum konnte ich mich einfach nicht überwinden und versuchte ganz einfach, mich möglichst unbemerkt wieder hinten anzustellen.

Als alles vorbei war, kam Benno zu mir und sagte: „Na, das ging doch alles ganz schön. Aber sagen Sie mal, die Übung mit dem Purzelbaum - das ging wohl nicht?“ „Nein“ - „Sie sind gar nicht hingegangen, nicht wahr?“ „Stimmt“ - „Na, dann ist es ja gut, dass ich zufällig gerade weggeguckt habe, ich habe das nämlich gar nicht gemerkt.“ So bekam ich „genügend“ im Abiturzeugnis. Und dann fügte er hinzu: „Sollten Sie in Not geraten, so wissen Sie ja, wo ich wohne.“ - So will ich ihn in Erinnerung behalten....

ENDE UND ANFANG

Einige Tage darauf war Abschlussfeier in der Aula der Schule. Man sang „Wir sind jung, die Welt steht offen, o du schöne, weite Welt“ Ich sang nicht mit, saß mit bitter verschlossenem Mund inmitten von Menschen, zu denen ich nicht mehr gehörte. Die Welt, so glaubte ich, war für Menschen wie mich verschlossen und das Lied war, dort, bittere Ironie.

Aber ganz so wurde es dann doch nicht. Etwa sechs Wochen später versuchten verständnisvolle neu gewonnene Freunde, schwedische Studenten, mir den Text des schwedischen Studentenliedes beizubringen und den Inhalt zu erklären, damit auch ich es mitsingen könne. Es handelte von Jugend und Hoffnung,

aus: Lebenserinnerungen von Lisel Kahn (Goldschmidt), auszugsweise veröffentlicht in: D. Heither./W. Matthäus/B. Pieper: Als jüdische Schülerinnen entlassen. Erinnerungen und Dokumente zur Geschichte der Heinrich-Schütz-Schule in Kassel, Kassel 1984 (2. Aufl. Kassel 1987)

Epilog -
aus einem Brief Lisel Kahns vom 30.12.1983

...

Und damit kämen wir zur Frage der eigenen Identität (ach, so schwer zu beantworten): Wenn ich den Begriff wörtlich nehme, also wie im Konversationslexikon definiert, „völlige Übereinstimmung“ meine, ja dann habe ich keine Identität mehr.

Obwohl ich Deutsche war und deutsch lebte und dachte, habe ich nicht, wie Marlene Dietrich singt „noch einen Koffer einen Koffer in Berlin“ (bzw. in Kassel). Den Koffer habe ich mitgenommen. Was darin war, was des Mitnehmens (im übertragenen Sinne also) wert war und mir noch heute wertvoll ist an deutschem Kulturgut, das lebt in mir noch heute weiter.

Wie auch die Sprache, obwohl Schwedisch meine eigentliche Umgangs- und Schriftsprache geworden ist.

Aber wenn ich von "bei uns" spreche (ausser in dem Sinne von "Damals, in meinem Elternhaus"), dann meine ich nicht Kassel und Deutschland, dann meine ich faktisch Stockholm und Schweden, wo ich Wurzeln gefasst und Familie gegründet habe. Dennoch kann ich mich kaum als Schwedin bezeichnen. Weil, siehe oben, da eben die "völlige Übereinstimmung" nicht erreicht werden kann, wenn man in einem anderen Land aufgewachsen ist.

Meine einzige wirkliche Identität, die mir geblieben ist, ist die jüdische. Die ich von Hause aus mitbekommen habe und die unversehrt geblieben ist und im Laufe der Jahre verstärkt und erweitert wurde. Dabei hat natürlich auch Israel mitgewirkt, als das Land, das uns Substanz gibt und das uns aufnehmen würde, wenn so etwas noch einmal nötig werden sollte ...

Das klingt alles nicht recht logisch - aber, um mit einem schwedischen Dichter zu reden: "Das dunkel Gesagte ist das dunkel Gedachte", was hier ganz gut passt.

Quelle: Archiv der WERKSTATT GESCHICHTE